

Editorial MU

Liebe Leserinnen und Leser,

darüber, was mit Kultur gemeint ist, gibt es sehr unterschiedliche Auffassungen. Der Frankfurter Psychoanalytiker Lorenzer nennt die Gesamtheit der Bedeutungsträger Kultur. Er zählt dazu alle Produkte menschlicher Praxis, soweit sie Bedeutungen vermitteln. Die Formen der Kunst und der Musik nehmen hierin eine Sonderstellung ein, insofern sie ausschließlich als Bedeutungsträger dienen, was man von Handlungen oder Gebrauchsgegenständen nicht sagen kann.

Das erste Heft des neuen Jahrgangs greift das Thema der Kultur nicht nur in den zwei Original-Beiträgen auf. Interkulturelle Aspekte im Umgang mit Emotionalität werden in der Arbeit von Saya Shiobara konzeptuell analysiert und mit einer empirischen Untersuchung verknüpft. Dabei arbeitet die Autorin mit einer Definition von Kultur als einem gemeinsamen, für alle verbindlichen System von bedeutungshaltigen Zeichen, das es den Angehörigen einer Kultur erlaubt, die Welt und sich selbst in einer bestimmten Art wahrzunehmen, zu interpretieren und zu behandeln. Als Angehörige der japanischen Kultur mit einer musiktherapeutischen Ausbildung in Wien fokussiert sie auf die Unterscheidung, ob eine Kultur eine individualistische oder kollektivistische ist. Dies ist deshalb bedeutsam, weil die Kulturen sich in Normen und Werthaltungen unterscheiden. Mit einer Untersuchung von 200 Personen aus den Ländern Japan und Österreich versucht sie, eine Brücke zwischen den Theorien über den Einfluss der Kultur auf den emotionalen Ausdruck und der Musiktherapie zu schlagen und untersucht damit die Frage, ob die in der Musik wahrgenommenen Gefühlsqualitäten bei Japanern und Österreichern identisch sind oder ob sich Unterschiede herausarbeiten lassen.

Dieses Thema der Rolle von Musik in der interkulturellen Verständigung wird in dem Beitrag Barbara Dehm-Gauwerkys fortgeführt. Anhand einer Fallvignette aus der psychoanalytischen Musiktherapie mit einem Schwarzafrikaner kommt die Autorin zu dem Schluss, dass die musikalische Improvisation unter der Voraussetzung der Reflexion der interkulturellen Gesamtsituation einen ‚Dritten Raum‘ eröffnen kann; in diesem können sich die unterschiedlich kulturell verankerten Identitäten von Patient und Therapeut begegnen. Dieser ‚Dritte Raum‘ ist gekennzeichnet durch eine Mischform, in der Eigenes und Fremdes einen gemeinsamen Ausdruck findet.

Zu den kulturellen Phänomenen par excellence dürfte die Frage der Schönheit zu zählen sein. ‚Beauty lives only in the eyes of the beholder‘, weiß ein anglo-amerikanisches Sprichwort. Nici Henecka berichtet über eine Gruppendiskussion, die sich mit diesem Thema befasst hat. Ihr Beitrag betont, dass jede Improvisation, und damit auch das ästhetische Erleben, in hohem Masse vom kulturellen und persönlichen Kontext abhängig ist. Dies ist gerade dann der Fall, wenn Beiträge aus verschiedenen Kulturkreisen aufeinander treffen.

Vertraut ist, dass Musik im Kontext einer aktuellen Beziehungssituation, beispielsweise die von Therapeut und Patient, zwischen den musizierenden Mitgliedern gestaltet wird; dazu kommt der Kontext der individuellen Leidensgeschichte, aber auch die jeweilige musikalisch-kulturelle Sozialisation der Patienten und Therapeuten muss berücksichtigt werden. Ihr Bericht kommt zu dem Ergebnis, dass es wohl möglich ist, mit musikalisch unterschiedlich sozialisierten Menschen zu arbeiten, dass aber hier ein »relativ oder sehr differenzierter Blick, ein sehr differenziertes Ohr« auf den Umgang eines solchen Patienten mit bzw. auf seine Wahrnehmung der Musik zu werfen ist.

Eine sehr spezielle kulturelle Situation greift Susanne Winter auf mit ihrem Bericht über die Möglichkeit, Kindern durch Musiktherapie die Erfahrung des Todes eines Familienangehörigen zu erleichtern. Da die Themen Religion, Tod und Musik in engem Zusammenhang miteinander stehen, ermögliche das transzendente Potential von Musik, Rituale aus dem religiösen Bereich in ähnlicher Form auch therapeutisch zu nutzen. In der Trauerarbeit mit einem siebenjährigen Mädchen reflektiert sie die therapeutische Nutzung des Begräbnisrituals. Die Trauer selbst wird durch die Musik hervorgerufen, muss aber nicht sofort benannt, sondern kann in und durch Musik zuerst einmal betrachtet und erst viel später bearbeitet werden. Dabei unterstütze die musiktherapeutische Arbeit den Trauerprozess vor allem durch ihre stabilisierende und rahmengebende Wirkung auf die vorhandenen Emotionen.

Menschen mit einer geistigen Behinderung werden in den seltensten Fällen in die Auftragsklärung für die Musiktherapie mit einbezogen. Angeregt durch die mehrjährige Arbeit im Fachdienst einer Einrichtung für Menschen mit geistigen Behinderungen untersucht Dorothea Hartmann in ihrem Beitrag „Der Klient als Experte seiner eigenen Situation“ mögliche Zugangsweisen, um diesem Mangel abzuhelpen. Sie stellt auch praktische Methoden vor, die sich für die Auftragsklärung mit geistig behinderten

Menschen eignen.

Seit den Untersuchungen von John Bowlby in den sechziger Jahren wissen wir, dass Verlusterfahrungen zu unterschiedlich ausgeprägten Ängsten und Anpassungsproblemen führen, die im Falle der Adoption den Beziehungsaufbau zu den Adoptiveltern negativ beeinflussen können. Eine Förderung der Bindungsprozesse durch Musiktherapie für solche Kinder illustriert Karin Werner in ihrem Beitrag. Klang, Rhythmus, Melodie, Dynamik und Form rühren an früheste Erfahrungen, weshalb Musiktherapie Bindungserfahrungen verändern kann, da sie „raumgebend, spielerisch und leistungsfern“ ist.

Das uralte Konzept der Katharsis spielt auch in der Musiktherapie keine kleine Rolle. Doch was ist bei der Bearbeitung solcher Prozesse zu beachten? Veronika Winstel untersucht, wie das Katharsiskonzept Wendepunkte in der Therapie erhellen kann. Sie stellt Thesen auf, wie Musik Katharsis begünstigen kann und sich für die Bearbeitung und Transformation eignet. Der Beitrag stellt 17 Kriterien vor, anhand derer unterschiedliche Aspekte kathartischer Prozesse innerhalb der Musiktherapie untersucht werden. Dies wird durch ein eindrucksvolles Fallbeispiel unterfüttert.

Alle Beiträge dieses Hefts variieren das Thema der Kultur auf verschiedene Weise und zeigen auf, wie vielfältig gedacht und praktisch gehandelt werden kann.

Horst Kächele, Ulm